

# Die Zelle Welt

Nr. 31

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

## Die Mutter.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen ist draußen geblieben. Lang, wie die Walbina ist, streift sie mit dem Scheitel fast die Decke, während sie durch die Stube geht. Georg steht am Fenster und sieht in die Mondnacht hinaus. Neben ihn tritt die Walbina.

„Weißt eigentlich, was Du getan hast?“ fragt sie.

Er zuckt die Schultern. „Er soll mich in Ruhe lassen.“ Dann wirft er wieder die Schultern hoch, wie um zu sagen, daß er ein Ende machen wolle. „Es ist des Redens nicht mehr wert,“ sagt er obenhin. „Übermorgen reise ich nach Basel. Am zwanzigsten geht das Schiff.“ Darauf sieht er die Mutter mit einem versteckten Lächeln an. Ihr Gesicht hat einen fremden Ausdruck, ihre Augen zünden unter den Schattenbrauen hervor, immer geradeaus in die seinen. Er fühlt, wie sie in seinem Gesicht suchen; es ist, als ob die Walbina über diesem Schauen ganz vergäße, was er gesagt hat. Sie muß es aber doch gehört haben; denn sie erwidert kein Wort mehr. Sie scheint sich stumm dazwischen zu fügen, daß er bis übermorgen bleibt.

Darauf gewinnt er die Art zurück, die ihn immer tun läßt, als kümmerne ihn nichts auf der Welt, setzt sich ruhig an den Tisch, an dessen anderem Ende der Vater immer noch an den Boden stiert, nimmt ein zerknülltes Buch, irgendeine Kolportagegeschichte, aus der Brusttasche und tritt ins Nebenzimmer. „Mit Dir sibe ich nicht mehr an einem Tische,“ sagt er im Hinübergehen.

Die Walbina geht auf und ab. Jetzt ruft sie die Lene. „Hol Dein Bettzeug herab. In unserer Kammer schläft heute nacht.“

Das Mädchen tritt nach einer Weile, mit Bettzeug beladen, in die Stube. Sie wagt nicht anzusehen, geht mit gesenktem Kopf durchs Zimmer in die Nebenkammer.

Georg sitzt da, als sähe er nichts, liest in seinem Buche, gähnt zuweilen, unbemerkt durch gesenkte Wimpern aber folgt sein Blick lästern dem Mädchen. Blut fliegt flüchtig seine Wangen an. Eine böse Gier hat er in sich, hat sie drüben in Amerika in einem wilden Leben gelernt und sie zu oft gestillt, als daß er noch Herr über sie würde. Wo ihr etwas verjagt bleibt, schlägt sie erst recht wie Feuer auf. Darum hungert er nach der schlanken Lene, die nichts von ihm wissen will!

Die Walbina indessen macht sich allerlei Arbeit, jetzt an einem Schrank, jetzt drüben am

Eisen, der im Sommer eine Art Vorratskammer ist, und jetzt in der Truhe unter der Fensterbank. Aber Georg fühlt, daß sie noch immer nach ihm hinüberfieht, heimlich vom Schrank aus, von der Tür her und während sie in der Truhe frant. Unwillkürlich steckt er die Nase tiefer ins Buch.

Aber die Walbina läßt nicht nach. Sie lernt gleichsam sein Gesicht auswendig, während sie sich zu schaffen macht. Immer wieder will ihr sein, daß er nicht der Bub sein könne, nicht der, den sie geboren hat, der ihr fort ist vor Jahren, kein Muster von Braubheit, aber doch kein schlechter Mensch. Aber je mehr sie ihn anschaut, desto besser findet sie die alten Züge. Freilich ist er es! Und je deutlicher sie den in ihm erkennt, der damals fortgegangen, desto schärfer kommt ihr auch die Erinnerung an seine Kindheit zurück, an den Knaben, auf dem sie noch ganz und fest ihre Hand gehabt hat. Und an die Freude an ihm, dem hübschen und fröhlichen Kinde, erinnert sie sich. Und — und das Bild, an dem sie damals Freude gehabt hat, ganz zer schlagen soll es sein?!

Als der Georg schon lange in seine Kammer hinaufgestiegen ist, sitzt die Walbina noch in der Stube und grübelt, ob es sein kann — sein kann mit dem Sohn.

Am folgenden Morgen ist die Walbina früh auf. Tobias hat gefrühsücket und ist längst zur Arbeit fort, als Georg aus seiner Kammer herunterkommt. Die zwei Frauen sitzen über ihrer Milch und broden ihr Brot ein, als er eintritt, und er wundert sich, daß beide im Sonntagstaat sind. Die Walbina grüßt nicht, auch die Lene blickt nicht auf. Mit einem kurzen „Tag“ setzt er sich hinter seine Tasse und schenkt sich ein. Als ob nichts geschehen wäre am Abend vorher, fragt er: „Wo geht die Reise hin, heute, Ihr?“

„Das brauchst Du nicht zu wissen,“ sagt die Walbina. Aber als sie nun aufsteht, ein Tuch über den Kopf legt, die Lene ein kleines Körbchen zur Hand nimmt und den Hut aufsetzt, weiß er es doch: „Weg bringt sie das Mädchen, die Mutter, daß ich es nicht mehr sehen soll!“ Er rechnet sich auch gleich zurecht, wo sie es hinbringen wird. Zur Schwester wird sie sie führen, nach Erstmat hinunter, zu ihrer, der Mutter, Schwester. Georg würgt an dem Bissen, den er im Munde hat. Vielleicht quillt eine Scham in ihm auf, vielleicht durchzuckt ihn einen Augen-

blick lang ein Bedauern, daß es ungemütlich gewesen ist dabei, wohin er eigentlich gegangen ist, um sich zu vergnügen; aber ebenso schnell kocht eine Wut in ihm auf, daß sie nicht alles hatten, wie es ihm paßt, der Vater und die Mutter, und daß sie sie ihm wegnehmen da die Lene.

Die Frauen sind ohne Gruß aus Stube und Haus gegangen. Das Geschirr auf dem Tische hat die Mutter stehen lassen, solche Eile hat sie mit dem Mädchen wegzukommen. Georg giftet sich innerlich, weiß kaum über was und wen, giftet sich nur mehr und mehr, je länger er sitzt und merkt, daß sie ihn allein gelassen haben. Am Ende steht er auf, läuft hinaus und ins Wirtshaus, trinkt in den Horn hinein. Aus Abreisen denkt er gar nicht mehr, und als es ihm einfällt, daß er morgen hat gehen wollen, lacht er zornig in sich hinein. Jetzt erst recht nicht! Jetzt erst recht läßt er noch eine Schiffsgelegenheit vorübergehen.

Es ist gegen Mittag, als die Walbina dort ins Dorf Steg wieder einbiegt, wo sie es am Morgen verlassen hat. Die Lene ist nicht mehr bei ihr. Wie der Georg sich ausgerechnet hat, hat sie das Mädchen zu der Schwester nach Erstmat getan, daß es dort bleibe, bis zu Hause die Luft rein ist. Langsam schreitet die Walbina über das sonnenheiße Holperpflaster der Straße, die Arme über der Brust übereinander gelegt, das schwarze Tuch in den Nacken gestrichen. Die Sonne liegt ihr auf dem Scheitel, daß er Silberglanz bekommt, aber das Düstere ihrer Brauen und Augen schießt nur schärfer aus dem Gesicht heraus. Als sie am „Nöfli“ vorübergeht, schallt Lachen und lautes Reden aus den offenen Fenstern der im ersten Stock gelegenen Gaststube. Deutlich kann sie Georgs nicht mehr sichere Stimme unterscheiden. „Seinen Abschied wird er feiern,“ fährt es ihr durch den Kopf, aber sie blickt nicht hinauf. Als ginge der da oben sie nichts an, geht sie, dessen, was ihr begegnet oder im Weg steht, nicht achtend, weiter. Ihre Gedanken aber sind geschäftig. Gehen wird er, der Georg, morgen! Ein Abschied fürs Leben wird das sein! Als einer, der noch zum Hause gehörte, als ein Stück von ihr und seinem Vater ist er früher drüben gewesen, jetzt aber, wenn er erst fort sein wird, wird er wie abgebrochen sein von ihrem Leben, tot wird er sein, der Bub! Die Walbina hat ein Gesicht, als ob sie friere, und wäre sie nicht ein so starkes Weib, so würde es sie schütteln von innen heraus, wäh-



rend sie ihr Glond durch die Gasse von Steg trägt. Was wird aus ihm werden da drüben, wenn er so fortfährt? heben ihre Gedanken wieder an. Alles Gewissen wird er verlieren: völlig unkenntlich wird er werden vor Glühhaftigkeit und — und ist so unschuldig wie eines in den Kinderkissen gelegen damals, der kleine, blonde Mensch!

Wenn die Steger wüßten, wie der Frau, die, den Kopf vorgeneigt, gelassen dahingehet, Messer im Herz sitzen!

Schon nähert sich Valbina den letzten Dorf- hütten, als sie ein Mädchen sich entgegenkommen sieht. Es trägt einen zerlumpten Rock und geht barhaupt, seine kattunene bedruckte Jacke ist so zertragen, daß das farbige Muster nicht mehr erkennbar ist. Das Mädchen stockt, als es die Valbina erblickt, zögert einen Augenblick un schlüssig, als ginge es ihr lieber aus dem Wege, und kommt dann langsam heran, noch ein halbes Kind, mit einem gutmütigen, fast einen schwach- sinnigen Ausdruck tragenden, aber feinen, bleichen Gesicht. Es streicht eine braune Haar- strähne aus der Stirn und wird rot, hält gerade auf Valbina zu, geht aber mit jehem Gruß vorüber. Der Valbina ist jedoch, als ob die andere ihr etwas habe sagen wollen, und als sie sich noch einmal nach ihr umwendet, sieht sie wirklich, daß jene nur wenige Schritte entfernt stehen geblieben ist. Sie scheint mit einer großen Scheu zu kämpfen.

„Hast etwas wollen?“ fragt die Frau.

Die Schwanden-Therese, die Waise, tritt heran. „Wäre es erlaubt?“ sagt sie leise und zaghaft, ihre schönen blauen Augen stehen voll Tränen.

„Was ist's?“ fragt Valbina wieder.

„Sagt — sagt doch — er muß mich heiraten, der Georg — er muß — er will es immer nicht glauben — aber es ist — daß —“

Sie braucht nicht anzusprechen, auch wenn sie es könnte, der doch ist, als sollte sie in den Boden sinken. Die Valbina weiß alles. Einen Augen- blick reißt sie die Augen weit auf, dann blickt sie wieder ruhig wie vorhin. „So — ja, ich werde es ihm sagen.“ antwortet sie, wendet sich und läßt die Therese stehen, die ihr fast dank- bar nachsieht, einmal, weil sie nicht geschmäht hat, wie sie erwartet haben mag, zum zweiten, weil die Valbina als eine bekannt ist, die hält, was sie verspricht.

Die Frau wendet sich heimzu. Der Atem geht ihr schwer. Das auch noch! Bald genug ist es, bald genug!

Sie hat Mühe, nach außen hin ihre alte Fassung zu bewahren.

Zu Hause geht sie ihrer Arbeit nach, schafft Ordnung, wo vom Morgen her noch Unordnung geblieben ist, richtet daneben das einfache Mit- tagemahl, und die Gedanken jagen sich dazu in ihrem Kopf. Daß sie dem armen Ding, der Therese, nicht helfen kann, hat sie bald heraus, wenigstens nicht so, wie sie meint! Sie soll froh sein, das Bettelmädchen, wenn er sie nicht nimmt, der — der Georg! Etwas erleben könnte sie an dem Mann. Anders ihrer annehmen wird man sich müssen, wenn er erst fort sein wird, der Georg. Noch während sie so um das Geschick der Verführten sich kümmert und sich zurechtlegt, daß sie rechtchaffen für sie sorgen werden, Tobias und sie, kommt dieser von der Arbeit zum Essen heim, tritt schweigend ins Haus, hängt seinen Rock an den Nagel und setzt sich zu Tisch. In der Küche, wo sie steht, kann die Valbina das alles hören und wie Tobias' Wesen nicht mehr laut und frei ist wie sonst, sondern wie er in Schritt und Gebaren etwas Gedrücktes, Ver- schüchtertes hat, wie bei einem, der sich vor Schelten fürchtet. Als sie zu ihm in die Stube tritt, hebt er den Kopf. „Ist er noch nicht da?“ fragt er halblaut, sieht sich dabei scheu um, ob der Sohn, nach dem er fragt, nicht doch schon in irgendeiner Tür stehe.

Die Valbina verneint seine Frage und läßt sich ihm gegenüber nieder. Beide warten eine Weile. Vielleicht kommt Georg zum Essen!

„Hat er gepackt?“ fragt Tobias.

„Nein,“ sagt die Valbina.

„Am Ende verweist er wieder nicht.“

„So gehe ich zum Polizeidirektor.“

Als die Valbina das gesagt hat, sitzen sie eine Zeitlang schweigend, jedes seinen Gedanken nachhängend, da. Dann erzählt die Frau von dem Mädchen, das sie getroffen hat. Sie klagen nicht weiter, stöhnen nicht, sitzen nur mit trockenen Blicken und schmalen Gesichtern ein- ander gegenüber, den Kummer um den Sohn gemeinsam und stumm in sich hinabwürgend. Als Georg sich nicht zeigt, holt Valbina die Suppe und halten sie ihre Mahlzeit. Dann geht der Tag, Stunde um Stunde, seinen Gang. Tobias arbeitet ihn außer dem Hause herum, Valbina im Innern. Am gleichen Tisch, wo sie mittags auf den Sohn gewartet haben, finden sich die beiden am Abend wieder zusammen. Georg aber, der sich den ganzen Tag nicht hat blicken lassen, scheint auch jetzt nicht kommen zu wollen. Mit einem Aufatmen machen sie sich ans Essen. Sie atmen jetzt immer auf, wenn er fortbleibt, der Sohn.

Die Nacht ist unruhig. Ein Wind ist gegen Abend aufgebrochen, dessen Gewalt mit jeder Stunde wächst. Einmal kommt er zischend an den Fenstern vorbeigefahren und springt talan, daß es sich anhört, als verschwinde ein heulender Wolf zwischen den Wänden der Berge. Dann wieder wirft er sich mit einem wilden Stoß wie ein taumelnder Wolf gegen das Haus, daß die Wände krachen und ächzen. Aber der Wind hört den zwei Alten den Frieden nicht. Im Gegenteil, er mahnt den Tobias, der ein großer Jäger ist, an den Herbst und die nahe Eröffnung der Jagd. Einen Augenblick findet er seine alte Lanze wieder, spricht davon, daß das Jagdpatent dies Jahr billiger sei als sonst, und liebäugelt dabei mit dem zweiläufigen Gewehr, das er schon immer geladen in der Stubenecke stehen hat, weiß nachts die Füchse ans Haus schleichen und anderes Manzbeng. Der in ihm auflebende Jagdeifer verdrängt für einen Augenblick die Gedrücktheit, die an ihm gewesen, und während er sich seine Pfeife stopft und mit Valbina Rede und Gegen- rede tauscht, kommt etwas von der Traulichkeit in die Stube zurück, die lange Jahre, ehe der Georg gekommen, darinnen gewesen.

Ess! Da kommt der Wind wieder gefahren. Ein Klatschen folgt dem Stoß.

„Jetzt hat der Wind die Haustür auf- gerissen,“ sagt die Valbina und steht auf. Aber plötzlich schlägt die Stubentür zurück, und wie vom Luftzug gejagt, kommt die Lene herein- geprallt.

„Was — was?“ fragt die Valbina.

Die Lene ist totenbleich, und doch steht ihr der Schweiß im runden Gesicht. Aus den Zöpfen, die sie um den Kopf trägt, haben sich viel wider- spenstige Haare gelöst, die ihr von allen Seiten ins Gesicht hängen. Sie ist mit drei Schritten bei der Großmutter, deren Arm sie mit zittern- den Händen faßt. „Er — er kommt — der Vetter! — Bis nach Erstmatt ist er mir nach- gelaufen! Heimnehmen hat er mich wollen!“

„Der Georg?“ fragt die Valbina.

Die Lene hört und sieht nicht vor Angst. „Bedroht hat er der Base! So bin ich hierher gelaufen,“ erzählt sie in atemloser Hast. „Was soll ich tun? Wo soll ich hin?“ fragt sie dann wieder.

Die Valbina schiebt sie beiseite, geht hinaus und schließt die Haustür. Als sie zurückkommt, ist ihr ruhiges, hartes Gesicht so weiß wie das der Lene, und ihre große Nase scheint sonder- bar spitz.

„Er hat getrunken,“ stößt Lene wieder heraus, immer noch ihre Erzählung vervoll- ständigend.

(Schluß folgt.)

## Klassenkampf und Oekonomie im alten Athen.

Von H. Conrady.

(Fortsetzung.)

Eine Revolution drohte, und das Feldgeschrei der Volkspartei war: Neuaufteilung von Grund und Boden. Um dem vorzubeugen, entschlossen sich die Einsichtigeren unter den Eupatriden schließlich, dem Solon das Archontat für 594 zu übertragen mit unbegrenz- ter Vollmacht, eine Reform durchzuführen.

Solon war von adliger Herkunft, aber kein Großgrundbesitzer. Er war in jüngeren Jahren als Kaufahrer weit in der Welt herumgekommen und hatte reiche Erfahrungen gesammelt. Er war ein Mann von reichen Verstandesgaben und hatte auch ein Herz für die Not des Volkes. Das bezeugen seine Gedichte, die uns freilich als Ganzes verloren sind; aber noch die Bruch- stücke sprechen mächtig an. Solon ist der erste griechische Staatsmann, von dessen Persönlich- keit und Wirksamkeit wir uns eine genaue Vorstellung bilden können. Er ging für einen Angehörigen der regierenden Klasse sehr durch- greifend zu Werk. Um die sozialen Schäden zu heilen, verfügte er die sogenannte Seisachtheia zu deutlich Lastenabstüftung. Sie bestimmt nichts Geringeres als völlige Aufhebung alle im Moment bestehenden Schulden im Land: die Pfandsäulen verschwanden von den Aedern. Gleichzeitig wurde die Schuldknechtschaft beseitigt und für alle Zukunft verboten, „auf der Leib zu borgen“. So erhielten alle Schuld- sklaven in Attika die Freiheit wieder, und es wurden auch zahlreiche ins Ausland verkaufte Bürger mit Staatsmitteln aus der Sklaverei losgekauft. Um neuen Umsichgreifen der land- hungerigen Aristokratie vorzubeugen, wurde ein Höchstmaß festgesetzt, worüber hinaus niemand Grundbesitz haben durfte. In bezug auf die sozialen Reformen sagt Solon in einem seiner Gedichte, nachdem er an das Urteil der Ge- schichte appelliert hat:

„Es wird für mich am kräftigsten vor Dites\*) Thy- Die Mutter Erde zeugen, der olympischen Götinnen größte, die ich von den Hunderten von Vätern, der Verpfändung Zeichen, einst erlöh. So daß die frühere Sklavin jetzt in Freiheit ist. Auch führet' ich viele nach der gottgebauten Stadt Athen zurück, die, teils mit Recht, teils wider Recht, verkauft gewesen; manche auch, die notgedrängt In Kästjellen sprachen und ihr Attisch schon Auf ihren vielen Wanderzügen eingebrüt. Dann gab ich vielen, die ein schmählich Sklavenjoch Hier beugte, daß sie zitterten vor ihren Herrn, Die Freiheit wieder. Solches tat und jeht' ich durch Mit Kraft, und mit der Strenge die Gerechtigten Zugleich verbindend, meinem Manneswort gemäß. Für hoch und niedrig stellt' ich gleiche Sakung an: Und schrieb ein schlichtes, jedem angepaßtes Recht.“

Die letzten Verse gelten nicht in bezug auf politische Rechte, sondern bloß auf die Recht- sprechung. Solon reformierte nicht nur das Schuldrecht, sondern das Zivilrecht überhaupt. Er verbesserte auch die Rechtsprechung, indem er vom Urteil der Beamten Appellation an ein Volksgericht ermächtigte: er schuf die Heliaia, an deren aus dem Volk gewählte Geschworene vor dem Urteil der Archonten Berufung eingelegt werden konnte.

Gleiche politische Rechte hat Solon nicht eingeführt. Wohl beseitigte die von ihm ein- geführte Verfassung das Vorrecht der Geburt, setzte aber an dessen Stelle das Vorrecht des Ver- mögens. Er teilte die Bevölkerung in vier Klassen die Pentakosiomedimnoi, die Hippeis, die Zeugiten und die Theten. Die Pentakosiomedimnoi, oder zu Deutsch Hünshundertsechler, hießen so, weil man, um zu dieser Klasse zu gehören, einen Jahresertrag von mindestens 500 Scheffel Korn aufweisen mußte, die Hippeis oder Ritter,

\*) Dites ist die Göttin der Gerechtigkeit.



die gleich der ersten Klasse im Meere zu Pferd dienten, hatten mindestens 400 Scheffel Ertrag, für die Zeugiten, zu Deutlich Gespannsleute, d. h. Bauern, waren 200 Scheffel das Minimum. Sie dienten als Schwerbewaffnete. Zu den Theten oder Tagelöhnern zählten alle, die unter 200 Scheffel Ertrag oder überhaupt keinen Grundbesitz hatten. Dazu gehörten also nicht bloß Tagelöhner und Teilpächter, sondern auch vermögende Leute ohne Grundbesitz. Deren wird es aber noch nicht viele gegeben haben. Die Theten dienten als Leichtbewaffnete, ohne Panzer. Die Schwerbewaffneten und Reiter hatten ihre kostspielige Ausrüstung selbst zu stellen, hatten also schwerere Pflichten. Sie hatten aber auch größere Rechte. Aus ihrer Mitte allein sollten alle Beamten befehligt werden, und zwar waren zu Archonten und Schatzmeistern bloß die Mitglieder der beiden ersten Klassen wählbar, zu den niederen Stellen auch die Zeugiten. Die Rechte der Theten beschränkten sich auf die Teilnahme an Volksversammlung und Geschworenengericht. Man wurden alle Beamten von der Volksversammlung ernannt, so daß also die Theten wohl Einfluß auf die Besetzung der Posten hatten; denn sie bildeten die Mehrheit der Volksversammlung; aber sie konnten nicht ihre eigenen Klassenangehörigen wählen. Die meisten Besetzungen des Areopags gingen an einen neuen, gewählten Rat von 100 Mitgliedern über. Dem Areopag blieb bloß die Blutgerichtsbarkeit und eine Kontrolle über die Verfassungsmäßigkeit der Gesetzgebung und Gesetzbehandlung.

Die Reformen Solons befriedigten nach keiner Seite. Daß der Adel mißvergnügt war, bedarf weiter keiner Erörterung. So weitgehende materielle und politische Opfer hatten die Eupatriden sich nicht träumen lassen. Andererseits aber war auch die Bevölkerung nicht zufrieden, besonders mit den sozialen Reformen nicht. Im Volk war, wie gesagt, auf eine neue Verteilung des Grundbesitzes gerechnet worden, und davon wollte Solon, der nicht eine völlige Revolution, sondern ein Kompromiß der Parteien im Sinne hatte, nichts wissen. Er sagt in einem seiner Gedichte:

„Tyrannei soll nie uns knechten, doch auch nie den gleichen Anteil  
An des Aders fetter Scholle Edle und Gemeine haben.“

Darum hatte er sich auf die Aufhebung der Schulden, die Reform des Schuldrechts und die Einführung eines Maximums für den Grundbesitz beschränkt. So waren die Bauern, die noch im Besitz ihrer Grundstücke waren, die Hypothekenlasten losgeworden. Die Leibeigenen hatten die persönliche Freiheit wieder erlangt, waren zu Theten, zu Tagelöhnern geworden. Die Sechßler hatten bloß die Sicherheit erlangt, nicht in Schuldsklaverei zu geraten. Weder sie noch die Theten waren durch die solonische Reform wieder zu Landbesitz gekommen. Daß sie also hüben und drüben nicht befriedigte, ist begreiflich. Und die bürgerlichen Wirren hörten denn auch nicht auf. „Die inneren Zustände,“ sagt Aristoteles, „blieben von Grund aus ungesund.“ Aus dem nächsten Menschenalter nach der solonischen Gesetzgebung sind bloß wenige Tatsachen bekannt, die aber genugsam zeigen, daß die revolutionäre Wärmung fortbauerte. Schon nach vier Jahren (590) kam einmal überhaupt keine Archontenwahl zustande, und das wiederholte sich nach weiteren vier Jahren, offenbar weil die Bauern und Theten keine Angehörige der oberen Zehntausend oder hier besser der oberen Tausend nehmen wollten. Wieder etliche Jahre später blieb ein Archont widerrechtlich über zwei Jahre im Amt, wollte sich also zum Tyrannen aufschwingen, wurde aber mit Gewalt abgesetzt. Im

Ausschluß hieran kam -- 580 bis 579 -- ein Kompromiß der verschiedenen Klassen zustande, demzufolge, im Widerspruch mit der solonischen Verfassung, auch die beiden unteren Klassen Vertreter im Archontenkollegium erhielten: von den zehn Archonten, die dies Jahr gewählt wurden, gehörten bloß fünf der Aristokratie, drei den Bauern und zwei gar den Theten an. „Daraus,“ sagt Aristoteles, „wird die hohe Bedeutung des Archontats klar. Denn alle Kämpfe drehten sich, wie man deutlich sieht, um dieses Amt.“ Der Ausgleich war bloß ganz vorübergehend und machte alsbald wieder wildem Parteikampf um die politische Gewalt Platz. Gegen Ende der 60er Jahre des 6. Jahrhunderts gab es drei große Parteien in Attika, die Pedialer, die Diakrier und die Paralier. Sie hießen nach den drei Landesteilen Attikas, dem Pedion oder der Ebene, der Diakria oder dem Gebirge, der Paralia oder der Küste. Jede der Parteien hieß nach der Gegend, wo sie am stärksten war: die Adelspartei der Pedialer hatte ihr Machtzentrum in der Ebene des Binnenlandes, wo am meisten große Güter lagen, die Diakrier dominierten unter den armen Landleuten der Berge im Norden, die Paralier stützten sich hauptsächlich auf die Fischfang, Schiffahrt und Handel treibende Bevölkerung an der See. Natürlich hatte jede der drei Parteien auch in den übrigen Landesteilen Anhang: zu den Paralieren hielten ohne Zweifel auch die Deminggen, die Handwerker und Krämer, hauptsächlich von Athen, wie sie denn von Aristoteles als eine Mittellassenpartei charakterisiert werden. So müssen auch die Großagrarier überall Parteigänger gehabt haben, und von den Diakriern berichtet Plutarch ausdrücklich, daß zu ihnen „die Masse der Theten (Tagelöhner und Sechßler) hielt, die am meisten auf die Reichen erbittert waren“.

Diese radikale Partei setzte es gegen 560 v. Chr. in der Volksversammlung durch, daß ihrem Führer Pisistratos die revolutionäre Diktatur übertragen und eine Bedeckung von Steuerrägern gegeben wurde. Aber viel mehr als die Reichen sicherte die Anhänglichkeit der Massen die Machtstellung des „Tyrannen“; denn ein Tyrann war der Demokratenführer nun. Aber er waltete nicht etwa im heutigen Sinne tyrannisch. Wohl ist er wiederholt vertrieben worden, aber nicht weil er das Vertrauen des Volkes eingebüßt hatte, sondern weil der Adel Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um Pisistratos zu stürzen. Er kam aber immer wieder oben auf und behauptete sich im ganzen bis an sein Lebensende (527) im Besitz der Regierungsgewalt. Er war faktisch so gut wie Alleinherrscher, wahrte dabei aber durchaus die verfassungsmäßigen Formen. In seiner Zeit geschah vieles im radikalen Sinne, hauptsächlich für die Landbevölkerung, auf der die Machtstellung des Pisistratos vornehmlich beruhte. Das bedeutendste war die Emanzipation der Dektemoroi oder Sechßler. Diese Teilpächter wurden nun zu Freibauern. Während der letzten Kämpfe mit der Aristokratie hatte eine Menge von Adligen in die Verbannung gehen müssen und war mit Vermögenskonfiskation bestraft worden, während die übrigen Eupatriden sich mit der Herrschaft des Pisistratos abfinden und in ihrem Besitz belassen wurden. Die eingezogenen Güter wurden in die Hände von bisherigen Sechßlern gegeben, denen aus Staatsmitteln Geld zum Wirtschaftsbetrieb vorgeschossen wurde. Dabei mag wohl auch für manche Tagelöhner etwas abgefallen sein. Im großen und ganzen aber kam diese Klasse, wenn ihre Lage sich damals auch gehoben haben mag, nicht zu Grundbesitz, blieb auf Lohnarbeit angewiesen. Auf Pisistratos folgten seine Söhne Hippias und Hipparch als Tyrannen. Sie wirtschafteten so, daß sie an ihrem Teil dazu beitrugen, dem

Wort den süßen Beigeschmack zu geben, den es später hatte und bis heute hat. Ihr Vater hatte den revolutionären Ursprung seiner Stellung nie vergessen, die Söhne dagegen süßten sich durchaus als Monarchen und überließen sich allmählich der reinen Willkürherrschaft. Darunter hatte nicht bloß die Aristokratie zu leiden, sondern auch die Masse der Bevölkerung. Auf alle Arten wurde Geld erpreßt. Eine wilde Polizeiwirtschaft setzte ein, die vollends unerträglich wurde, als Hipparch 511 unter den Dolchen der berühmten „Tyrannennörder“ Harmodios und Aristogeiton fiel, auf die man noch lange das Lied sang:

„Tragen will ich das Schwert im Myrthenkranze  
Wie Harmodios und Aristogeiton,  
Da von ihrer Hand fiel der Tyrann  
Und sie dem Volk Athens Freiheit und Recht erkämpft.“

Das letztere ist eine ziemlich Uebertreibung; denn tatsächlich wurde der Druck von oben nach dem Attental noch größer, freilich auch der Gegendruck von unten. Zahlreiche Mordtaten fanden statt, worauf schließlich 510 die allgemeine Erhebung erfolgte, zu der reiche Verbante auswärtigen, spartanischen Beistand warben. Nach harten Kämpfen ward Hippias besiegt und aus dem Lande getrieben, die Republik wiederhergestellt.

Zum Sturz der Tyrannen hatten die verschiedenen Schichten der Bevölkerung zusammengewirkt. Sobald aber Hippias mit seiner Sippe glücklicherweise abgehoben war, begann in Athen wieder der Klassenkampf zwischen Aristokraten und Demokraten. Der Adel erstrebte die Restauration der Anterrepublik der vorsolonischen Zeit. Die Edelen und Reichen unter der Führung des Kleron, waren schon für sich allein, trotz ihrer geringen Zahl, kein verächtlicher Gegner, weil sie in Metarien, Gewerkschaften oder Klubs, wohlorganisiert waren. Aber die Massen behielten, unter der fähigen Führung des Kleisthenes zusammengefaßt, die Oberhand und übertrugen ihren Vorkämpfer die Fortbildung der solonischen Verfassung im demokratischen Sinne. Der Adel gab indes das Spiel noch nicht verloren. Da seine eigenen Kräfte zur Anechtung des Volkes nicht ausreichten, so rief er umgehend auswärtige Bundesgenossen zu Hilfe. Die Spartaner waren gern bereit, ihren altischen Standesgenossen beizubringen, und rückten mit Heeresmacht in Athen ein, wo sie die Akropolis besetzten. Kleisthenes wurde nebst 700 Parteigenossen aus Attika vertrieben. Die Regierung sollte nun einem Adelsrat von 300 Mitgliedern zufallen. Aber das Volk erholte sich schnell von seiner ersten Ueberraschung und griff in Masse zu den Waffen. Die Spartaner nebst ihren adligen Schützlingen wurden auf der Akropolis eingeschlossen und mußten nach wenigen Tagen auf freien Abzug kapitulieren. In den Vertrag waren aber die Aristokraten nicht eingeschlossen. Viele von ihnen wurden gefangen gesetzt und demnächst hingerichtet. Natürlich lehrte Kleisthenes samt seinen Gefährten alsbald nach Athen zurück und übernahm wieder die Staatslenkung. Die Spartaner machten noch einen Interventionsversuch, mußten aber von der Durchführung ihrer Absichten absteigen, da ihnen ihre peloponnesischen Bundesgenossen aus Furcht vor eigennütigen, herrschsüchtigen Plänen Spartas schließlich die Gefolgschaft verweigerten. So konnte Kleisthenes 508 bis 507 seine Verfassungsreform ungestört zu Ende führen. Ihr fundamentaler Grundsatz war, daß die Gentilverfassung aus dem politischen Organismus gänzlich ausgeschieden, auf Funktionen religiöser und ähnlicher Art beschränkt wurde. Bisher war immer noch die Zugehörigkeit zu einer Gens Voraussetzung für den Besitz politischer Rechte gewesen.

(Fortsetzung folgt.)



## Ein Tag in den pontinischen Sümpfen.

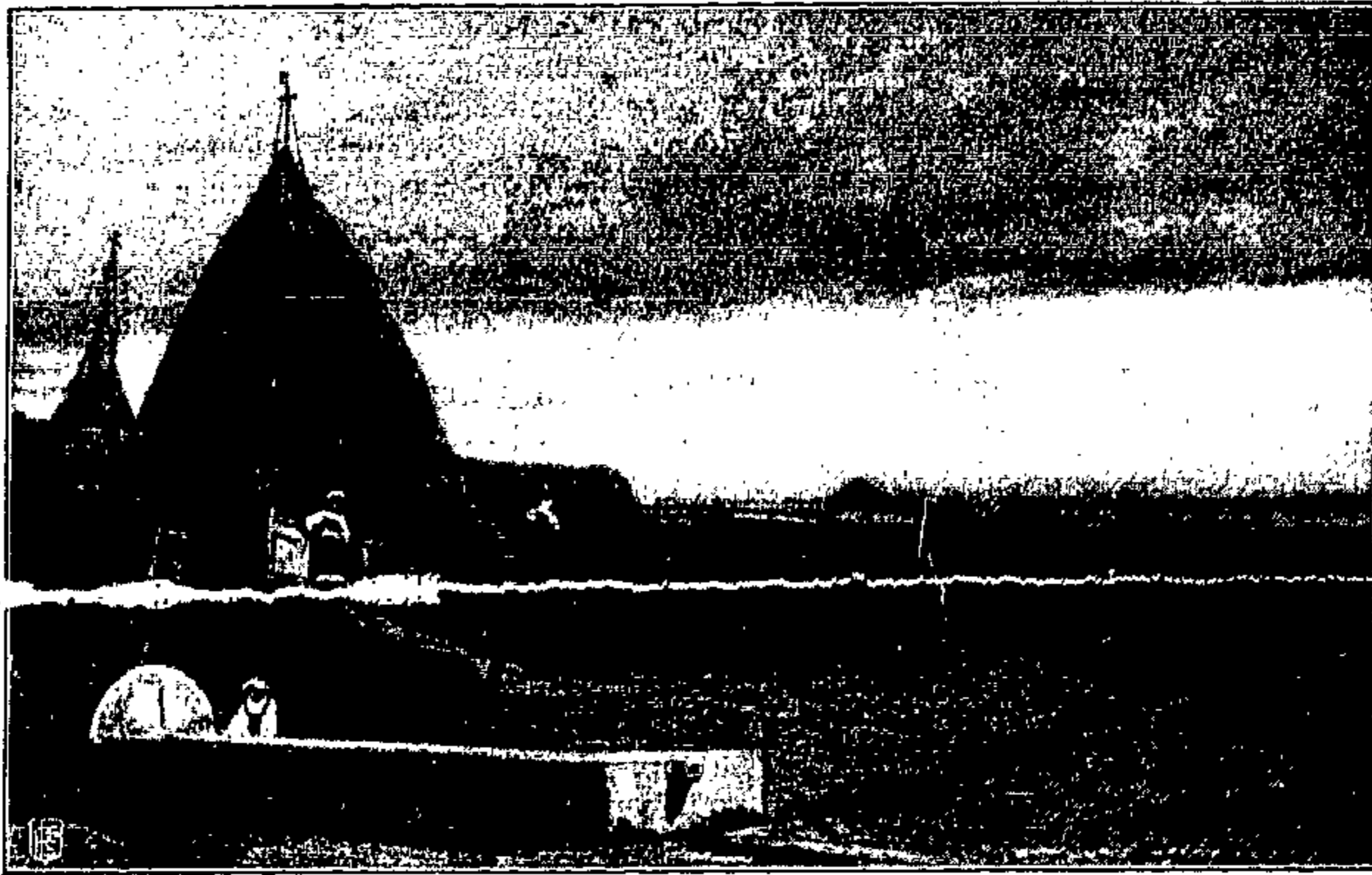
Von Giula Michels.

In der Morgenfrühe eines wunderbar klaren Herbsttages trug uns der Zug durch die noch dunstigen Grassteppen der römischen Campagna, vorbei an den riesigen Aquädukten des alten Roms, entlang an der von antiken Grabmonumenten umsäumten, mit großen Steinplatten gepflasterten Via Appia, der berühmten Meerstraße, die schon im Altertum Rom, Neapel und Brindisi miteinander verband, vorüber an den albanischen Bergen mit ihren verfallenen Heiligtümern und antiken Villen, dem Meere entgegen, das uns bei Porto d'Anzio in strahlender Bläue entgegenleuchtete. In Nettuno verlassen wir den Zug und weideten uns — einen Augenblick nur — an dem herrlichen Blick auf die sonnenbestrahlte Fläche mit ihren weißen Segeln, rechts und links umkränzt von freundlichen, hellen Häuschen und Villen. Im Hintergrund steigt ein düsterer Turm, dräunend und sagenhaft, aus den Fluten auf: das Verlies, in dem Konradin, der letzte der Hohenstaufen, vor seiner Enthauptung gefangen saß. Am Horizont, noch im Morgendunste halb verschwommen, das Vorgebirge der Zauberin Circe, die Odysseus einst mit ihren Reizen zu bestricken suchte. — Dann bestiegen wir die Wagen, die uns unserem eigentlichen Ziele entgegen tragen sollten: den pontinischen Sümpfen. — Die pontinischen Sümpfe! Welch ein grauenhafter Zauber liegt auch für deutsche Ohren in diesem Namen! Wirre Bilder von großen, grünlich-schillernden, moorigen Flächen, undurchdringlichen Urwäldern voller Schlangen und voller Wunderblumen, wo wilde Wüffel haufen und tollkühne Briganten ihr Wesen treiben, eingehüllt in einen ewigen Dunstschleier und verpestet durch den Fieberhauch der Malaria, steigen vor unseren geistigen Augen auf. Und die Wirklichkeit? —

Anfangs führt die breite, bequeme Straße durch bebante Felder hin. Gepugte Landleute — es ist Sonntag, und großer Markt in Nettuno — kommen uns entgegen, die Männer meist bequem auf dem Maultier reitend, die Frauen nebenher gehend mit schweren Bürden auf dem Kopfe, einen Haufen von Kindern um sich herum, alle in bunter Tracht: die Frauen mit grellfarbigen, oft orangegelben, wollenen Kopftüchern, in weißem, grobem Leinenhemd mit hauchigen Ärmeln, rotem oder grünem Nieder, das gleich einem Korsett vorn mit stählernen Stangen geschlossen wird, hinten offen steht und nur mit Schnüren zusammengehalten ist, faltigem Rock aus buntem, dickem Baumwoll-Ware, an den Füßen die von Männern und Frauen gleichermaßen getragenen „ciociare“, Sandalen mit kreuzweise bis ans Knie hinaufgewundenen Lederbändern, die Männer mit spitzen Filzhüten und kurzen Joppen. — Allmählich, fast unmerklich, ändert sich die Physiognomie der Landschaft: die Straße wird einsamer und öde, unbebaute Grasflächen schieben sich zwischen die Felder.

Wir gelangen bald an einen Komplex ländlicher Behausungen: runde, oben spitz zugehende Hütten — wie sie unsere Abbildung zeigt —, aus Schilf und Ginster erbaut, in denen je eine Familie zu ebener Erde in einem

winzigen Raume kampiert. Wir treten trotz der klaffenden Hunde in eine der Hütten ein, eine freundliche Frau empfängt uns und steht uns bereitwillig Rede und Antwort. Es ist kommunales Land, das sie und ihr Mann und die Bewohner der benachbarten Strohhütten bebauen, Eigentum der Gemeinde von Nettuno. Aber die Gemeinde ist arm, und sie kann ihre Arbeiter nicht besser halten als die reicheren Herren des „Agro Romano“ die übrigen. „Warten Sie nur, es kommt noch ganz anders“, unterbrechen unsere römischen Freunde den Ausbruch unserer Entrüstung beim Anblick dieser Behausungen, die in ihrer Gesamtheit — es mochten ihrer etwa vierzig sein — eher einem Sottentotenzirkel als einem Dorfe gleichen, das von Europäern, und noch dazu von Angehörigen derjenigen Nation, die es einst als ihre Aufgabe betrachtete, das Licht der Zivilisation unter die „barbarischen“ Nachbarn zu tragen, bewohnt wird. Und in der Tat, immer wilder wird die Gegend, immer größer die brach liegenden Flächen, bis wir schließlich in die richtige Einöde hineingeraten, die sogenannte „macchia“. Wirklich der erträumte Urwald voll von undurchdringlichem, niedrigem Gestrüpp und Buschwerk, das durchsetzt



Niederlassung von Landarbeitern in den pontinischen Sümpfen.

ist von knorrigen Eichenstämmen mit phantastischen Formen, von üppigen Schlingpflanzen umrankt und mit grünem Moos bewachsen, dazwischen von grünen Algen bedeckte, geheimnisvolle Wassertümpel; dann wieder sandige Strecken, die an die Nähe des Meeres gemahnen. Längs des Weges leuchten, unter Laub und Buschwerk versteckt, rote Alpenveilchen, deren Samen der Wind von den Bolskerbergen herüberweht, und große, gelbblühende Disteln, um deren Blütensterne bunte, fremdartige Schmetterlinge spielen. Hier und da öffnen sich grasige Flächen, auf denen wilde Pferde umherspringen oder hellfarbige Kühe mit riesigen, gewundenen Hörnern weiden. Sie blicken träge und gemütlich nach dem vorbeifahrenden Wagen — und doch ist nicht gut mit ihnen Kirschchen essen, zumal im Frühjahr, wo die Mütter ihre Jungen eifersüchtig bewachen und auf jeden, der sich ihnen zu nahen wagt, mit gefentten Hörnern losstürmen, weil sie in ihm ein Unheil wittern, das ihren Sprößlingen dräuen könnte.

Von Zeit zu Zeit treibt ein einsamer Hirt eine Herde Schafe vorüber, die jetzt, in der vorgerückten Jahreszeit, von den Bergen kommen und in der Ebene wärmere Weideplätze suchen.

Bei einigen verfallenen und verfallenen aussehenden Häusern — Wohnungen von Aufsehern und Straßenvärtern — machen wir wieder Halt. Wenige Schritte entfernt liegt auf grasbestandener, welliger Anhöhe das

Satricium, die Reste eines Heidentempels aus vorgeschichtlicher Zeit, dessen seltsamer Grundriß, einen länglichen, rechteckigen Raum, umkränzt von kleinen Zellen mit merkwürdig spitzwinklig aufeinander zulaufenden Wänden darstellend, noch vollständig erhalten in riesigen Quadersteinen vor uns ausgebreitet liegt.

Nicht weit davon entfernt erblicken wir das Haus eines Straßenvärters, dessen Fenster und Türen mit dichtem Drahtgitter verschlossen sind. Dies dient zum Schutz — nicht etwa gegen Räuber oder wilde Tiere, sondern gegen ein winziges Insekt, kaum so lang wie ein Fingernagel, dessen Stachel eine ebenso unheilvolle Waffe ist, wie der Dolch des Banditen oder der Giftzahn der Viper, eine Mücke mit schwarzgepunkteten Flügeln: die „Zanzara“, deren Stich das schleichende Gift der Malaria in die Adern der Menschen überträgt, das die Glieder schlapp und müde, die Haut zitronengelb und weiß macht, den Körper mit Fieberschauern durchrüttelt und die Kräfte verzehrt, seine Opfer immer wieder von neuem packend, bis ihnen das Blut aus Nasen und Ohren hervorquillt und sie nicht selten vor Entkräftung sterben. In den so romantisch aussehenden Wassertümpeln, die wir vorhin bewunderten, haufen diese kleinen Unholde, deren Herrschaft sich meilenweit, von den Bergen bis zum Meere hin erstreckt, und verfolgen die Menschen, die verdammt sind in ihrem Reich zu leben, mit ihren verderblichen Stichen. Darum sollen die staatlichen und kommunalen Beamten, die in diesen Gegenden anscharren müssen, durch Gitter vor Fenster und Türen wenigstens gegen das Eindringen der „Zanzara“ in die Häuser geschützt werden. Freilich wird dieses Schutzmittel nur allzu häufig dadurch problematisch gemacht, daß die Leute selbst leichtsinnig genug sind, am Tage beim Aus- und Eingehen zuweilen die Gittertüre aufstehen zu lassen. Dann schlüpfen die „Zanzara“ unbemerkt hinein und

strafen bei einbrechender Dunkelheit — bei Tageslicht stechen sie nicht — die Hausbewohner für ihre Fahrlässigkeit.

Ein weit wirksameres Mittel als diese Gitter ist deshalb das Chinin, das, in genügenden Quantitäten genossen, die Menschen gegen das Fieber immunisiert. Jeder in verseuchten Gegenden wohnende Erwachsene kann sich vor der Malaria bewahren, wenn er täglich zwei bis drei der kleinen verpackten Chinin-Kügelchen einnimmt, die der italienische Staat in eigener Regie fabriziert und zu äußerst billigen Preisen in den Handel bringt. (Für die kleinen Kinder gibt es Schokoladentafelchen mit Chinin.) Hat die Malaria aber ihre Opfer schon gepackt, so muß die Chininration verdoppelt oder sogar verdreifacht werden. Das Chinin ist in der Tat das wirksamste Mittel gegen die Malaria, und die Vorkämpfer der italienischen Malaria-Gesetzgebung, allen voran der bedeutende Hygieniker Professor Angelo Celli in Rom, haben deshalb nicht eher geruht, als bis sie, am 19. Mai 1904, ihr Ziel erreicht hatten: die gesetzliche Verpflichtung der Arbeitgeber, alle ihre in Malaria-gegenden tätigen Arbeitnehmer mit den staatlichen Chininpräparaten zu versorgen. Die Malariaerkrankung der Landarbeiter wird als Arbeitsunfall angesehen und der Arbeitgeber dementsprechend für dieselbe haftbar gemacht. Die Verteilung des Chinins liegt den Gemeindeverwaltungen ob





Heimattied. Nach einem Gemälde von Josef Jungwirth.

Preher.



und geschieht nach den Anweisungen der Gemeindefürzte auf Rechnung der Landeigentümer. Welche heilbringende Wirkung dieses Geseß ausübt, beweist die Tatsache, daß, während der Verbrauch des Chinins seit dem Geschäftsjahre 1902-03, in dem es zum ersten Male in staatlicher Regie hergestellt wurde, von 2242 Kilogramm pro Jahr auf 14 071 Kilogramm im Geschäftsjahre 1904-05 gestiegen ist, die Sterblichkeitsfälle an der Malaria von 13 358 im Jahre 1901 auf 8 501 im Jahre 1904 herabgesunken sind. Und sie werden voraussichtlich sich noch weiter vermindern, wenn die Ärzte und die Gemeindeverwaltungen unter dem Druck der von seiten der organisierten Arbeiterschaft und der Arbeitervertreter in den Gemeindeparlamenten ausgeübten Kontrolle sich immer mehr dazu entschließen, ohne Rücksicht auf den Geldbeutel der Landbesitzer die nötigen Quanten Chinin auch wirklich zur Verteilung zu bringen.

Sommer tiefer fahren wir nun in die Einöde hinein, in der weit und breit kein menschliches Wesen außer uns zu erblicken ist, bis wir an eine einsame, mittelalterliche Feste, Couca, gelangen, eine Zitadelle, deren dicke Mauern, die einst den Bauern zum Schutz gegen Räuberbanden dienten, jetzt eine kleine Schenke, eine Kirche und das Schloß des Besitzers der umliegenden Ländereien umfassen. Der Hof ist voll gepufter Landmädchen: schöne, kräftige Gestalten mit feingeschnittenen Bügen und klugen, braunen Augen. In der Schenke sitzen die Männer beim Wein, ruhig und ernsthaft dreinblickend, aber liebenswürdig und zuvorkommend gegen die fremden Besucher. „Nehmt Ihr auch alle Tage die „Confetti?“ (Bonbons) — so werden die Zuckerplättchen mit dem Chinin von den Landleuten genannt — fragt unser Reisegefährte die Leute. Ein freudiges „Ja“ schallt zurück, und in der Tat zeigt kein einziges der gebräunten Gesichter die zitronengelbe, fahle Farbe der Malaria. Die natürliche Intelligenz dieses schönen Menschenstammes hat den Arbeitern schnell über die erste Schen hinweggeholfen, die sie vor dem neuen Zaubermittel gegen das schleichende Fieber empfanden, das sie bisher gewohnt waren, als eine Schickung des Himmels geduldig ohne alle Gegenwehr hinzunehmen.

Nunmehr erst gelangen wir in die eigentlichen pontinischen Sümpfe hinein. Wald und Buschwerk treten zurück. Vor uns dehnen sich endlose Grasflächen, unterbrochen von schilfbekränzten Teichen stagnierenden Wassers, das einen scharfen, moorigen Geruch entsendet. Neppig wuchert das Gras, und an den vereinzelten Stellen, wo der Pflug über das Land gegangen ist, tritt die tiefbraune Erde, strotzend vor Fruchtbarkeit, zutage. Und doch ist diese Erde verurteilt, brach und öde zu liegen und ihre Kräfte an wilde Blumen und fette Gräser zu verschwenden, die von den Hufen der Büffel zerstampft werden, ohne daß sie je ein menschliches Auge erfreuen. Hier die Erde, vergebens auf den Menschen wartend, aus dessen Händen das befruchtende Samenkorn fallen wird, dort der Mensch, der sich in Elend und Not verzehrt, weil seine Hände auf dem Land, das nicht ihm gehört, auch nicht säen und ernten dürfen — welch ein Spott auf unsere herrliche Gesellschaftsordnung, die den reichen Feudalherren erlaubt, ihre riesigen Latifundien voll fruchtbarsten Ackerlandes brach liegen zu lassen, weil dank der ungeheuren Ausdehnung ihrer Ländereien die fast ohne alle Unkosten und ohne die geringsten Unbequemlichkeiten ihnen in den Schoß fallenden Einkünfte aus den wild auwachsenden Viehherden ihnen ein sorgloses Müßiggängerleben in Neapel oder in Rom sichern, ohne daß sie auch nur einen Finger zu rühren brauchen!

Und gerade der mit Hilfe des Chinins siegreich geführte Feldzug gegen die Malaria

würde eine intensive Kultur dieses fruchtbaren Landstriches durch Arbeiterkolonien, die sich mit leichter Mühe aus den grau und ärmlich von den die Ebene abschließenden Volsterbergen herabschauenden zahlreichen Bergstädtchen, deren Einwohnererschaft jetzt in Scharen über den Ozean zieht, um sich in der Fremde das Brot zu suchen, das ihr steiniger Bergacker ihnen nicht gewähren kann, rekrutieren ließen, sehr gut ermöglichen, während sie früher, als die Malaria noch unbeschränkte Herrscherin dieser Regionen war, allerdings nicht denkbar gewesen wäre. Das zeigt in deutlichster Weise eine der wenigen inmitten der Sümpfe gelegenen Arbeiterkolonien, Foro Appio\*), wohin wir nach kurzer Mittagsrast in dem ärmlichen Flecken Cisterna, am Rande der pontinischen Sümpfe, gelangen. Neun Monate des Jahres haufen dort etwa 150—200 Familien aus den Felsenestern der umliegenden Berge, in langen, niedrigen Strohhütten ohne Fenster zu je 80 bis 100 Menschen zusammengepfercht, Männer, Frauen, Mädchen, Kinder, alles durcheinander, und bestellen die Felder. Trinkwasser ist nicht vorhanden, obgleich aus geringer Entfernung mit Leichtigkeit eine gesunde Quelle hergeleitet werden könnte. Die Leute müssen sich mit dem träge fließenden Sumpfwasser des längs der Landstraße sich hinziehenden Kanals, in dem sie gleichzeitig ihre Wäsche waschen, zum Trinken, Kochen und Brotbacken begnügen. Dieser Kanal ist gleichzeitig der unheilvollste Brutherd für die Malaria-Moskitos. In früheren Jahren war zeitweise fast die ganze Kolonie vom Fieber gepackt und in Mengen stochten die Unglücklichen dahin, ohne jeden ärztlichen Beistand — in einem Umkreise von 300 Quadratkilometern ist kein Gemeindefürzt zu erreichen! — Im Jahre 1906 jedoch war es den Bemühungen Professor Cellis gelungen, das italienische „Rote Kreuz“ dazu zu veranlassen, wenigstens während der drei schlimmsten Fiebermonate sanitäre Stationen in den pontinischen Sümpfen zu errichten. Drei seiner Ärzte haben sich in das verlassenste Gebiet geteilt und streifen alltäglich zu Pferde die Gegend ab, verteilen das heilbringende Chinin unter den Bauern, pflegen die Kranken und ermahnen die Gesunden zu fleißigem Gebrauch der „Confetti“. In Foro Appio ist einer dieser drei Ärzte stationiert, und dank seinem Wirken befindet sich dieses Jahr die bisher so verjuchte Kolonie bei bester Gesundheit.

Im Nu sind wir von einem ganzen Rudel halbwüchziger Jungen und Mädchen umringt, die uns bestaunen, wie Wesen aus einer anderen Welt. Hübsche, aufgeweckte, liebenswürdigere Kinder sind es; sie antworten uns mit großer Bereitwilligkeit und Wichtigkeit auf unsere Fragen: „Wo seid Ihr lieber, hier unten oder da oben?“ — „Da oben,“ antwortet ein einstimmiger Chor. Kein Wunder, „da oben,“ auf den Bergen, die im bläulichen Abenddunst herüber grüßen, da wohnen sie in den drei heißesten Monaten des Jahres, in richtigen, steinernen Häuschen, jede Familie für sich, und brauchen sich nicht wie die Kühner in einem Winkel zusammenzufauern, wie „hier unten“ in den Strohhütten, in denen ein vom Winde aus der Herdasche emporgewirbelter Funke sie mit samt den Eltern und Geschwistern leicht einem eifendlichen Feuertode überliefern kann! — „Ist einer unter Euch, der lesen und schreiben kann?“ — Da bleibt der ganze Kreis einen Augenblick stumm und dann erzählen sie uns alle mit glühendem Eifer durcheinander: Nein, sie könnten es nicht, früher, da hätte da vorne in den Steinhäusern ein Mann gewohnt, der ihre

\*) Ein einsamer Gebäudekomplex an der die Sümpfe durchschneidenden Via Appia, zu Goethes Zeiten eine Posthalterei, wo die von Rom nach Neapel Reisenden die Pferde wechselten.

älteren Geschwistern lesen und schreiben gelehrt habe, aber der sei gestorben, und nun sei niemand mehr da, der ihnen Unterricht gebe. . . Es geht uns wie ein Stich durchs Herz beim Anblick all dieser intelligenten Kindergesichter, denen die Wissbegierde nur so aus den Augen leuchtet, und denen doch voraussichtlich nie im Leben eine andere Weisheit gelehrt werden wird als das Hacken der Erde, die ihnen nicht gehört, und das Säen und Ernten von Früchten, die sie nicht genießen dürfen! . . .

In den Hütten sind die Frauen beim Brotbacken, ihrer Sonntagsbeschäftigung, da ihnen die Feldarbeit in der Woche keine Zeit dazu läßt. Die Männer rauchen ihre Pfeifen und plaudern ebenso offenherzig und bereitwillig mit uns, wie ihre Kinder draußen. Sie erzählen uns von den bösen Jahren, wo die Malaria hier so arg hauste, daß kaum noch Arbeiter sich bereit fanden, in der Fiebergegend auszuhalten, trotzdem der Besitzer die Löhne fast verdoppelt hat. Bei einzelnen unter ihnen liest man die überstandenen Leiden früherer Fieberattacken aus den mageren, durchfurchten Gesichtern mit der runzeligen, gelben Haut und den trüben Augen. Aber sie alle machen einen ganz zufriedenen, beinahe glücklichen Eindruck. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß ihre Lage besserungsbedürftig sein könnte. Das einzige, was einige unter ihnen sich etwa wünschen, sind steinerne Häuser statt der leicht entzündbaren Strohhütten. Freilich meinen andere, die Steinhäuser wären doch nicht so schön, denn in ihnen sei solch entsetzlicher Rauch und Qualm vom Herdfener, der durch die Lücken und Spalten der Strohhütten freieren Abzug habe. Daß es auch Häuser mit ordentlichen Kaminen für sie geben könnte — für sie, die einfachen Arbeiter — dahin versteigt sich auch ihre kühnste Phantasie nicht. Diese von Natur so gescheiten, bildungsfähigen, schönen Menschen sind noch in Wahrheit die gefügigen Arbeitstiere ihres „Brotherrn“, vollständig unberührt von „aufwieglerischen“ Ideen, die noch nicht bis in ihre Einöde hinein vorgedrungen sind. Wie lange wird es noch dauern, bis die sozialistische Propaganda auch diese verlassensten Gegenden erreicht? — Jahre, Jahrzehnte vielleicht können noch darüber vergehen, wenn aber der Gedanke des Sozialismus erst einmal von diesen intelligenten Menschen erfaßt ist, dann wird er sich wie ein Lauffener ausbreiten, das sich nicht wieder löschten läßt! —

Es ist Abend geworden, und das finstere Skap der Zauberin Circe, das die ganze Fahrt über gleich einem geheimnisvollen Wahrzeichen am Horizonte sichtbar war, beginnt allmählich zu verblassen, indes nach dem Meere hinüber der Himmel in wunderbaren goldigroten Farben tönen erglänzt. — Eine letzte kurze Anstrengung der müden Pferde, und wir erreichen, von der in schürgerader Linie tiefer in die Sümpfe hinein führenden Via Appia seitlich abbiegend, am Fuße der Berge die Eisenbahn, die uns wieder in die Mauern der ewigen Stadt zurück führt. —

Es ist sehr fraglich, ob bis jetzt alle mechanischen Erfindungen die Tagesmühen irgend eines menschlichen Wesens erleichtert haben; sie haben allerdings die Wirkung gehabt, daß eine größere Bevölkerung das nämliche Leben von Mühseligkeiten führt und eine beträchtliche Zahl von Fabrikanten und anderen Personen größere Reichtümer erwirbt, auch haben sie die Lebensannehmlichkeiten der mittleren Klasse vermehrt; allein sie haben bisher noch nicht angefangen, jene großen Veränderungen im Geschicke der Menschheit zu bewirken, welche zu vollbringen in ihrem Wesen liegt und der Zukunft vorbehalten bleibt.

John Stuart Mill, Politische Ökonomie, 1849.



# Vaterrecht.

Novelle von Ilse Frapan.

(Fortsetzung.)

In der braunen Stube der Mutter ist eine Wand hell gesprenkelt. Dort hängen Bilder und Bildchen in kleinen, weißen Laubgerahmen. Die Rahmen machen die Wunden des Armenhofes an den langen Winterabenden, wenn die Mädchen und die Greisinnen Kastanien schälen und dabei singen. Das sind lustige Abende, auf die sich der ganze Armenhof freut.

Jedes der Bildchen aber in solch einem zerbrechlichen weißen Rahmen stellt ein Kind vor, das hier auf dem Armenhof aufwuchs. Jedes der Bildchen hat seine Geschichte. Die Mutter weiß sie alle. Es gibt wenige darunter, die nicht schwarz und traurig ansahen. Alle sahen schwarz und traurig an. Ein Waisenkind — die Eltern beide im Grabe — das ist noch das wenigst traurige. Meistens lautet der Anfang: ein verführtes, verlassenes, verzweifelltes Mädchen — der Vater unbekannt. Oft heißt es: die Mutter im Gefängnis — der Vater verlaufen. Aber Brenelis Geschichte ist eine der schwarzesten.

Die Armenmutter hatte den Ausgang des Prozesses gelesen, aber sie schüttelte den Kopf dazu. Sie ließ sich nichts weismachen wie die Leute im Gericht.

„Er hat sie tötet! Frilich, frilich! Da freget mir nur das Ghindli an. Kein Wunder, daß 's Breneli serbelet“; kann sie's vergesse, so wird sie g'sund — vergißt sie's nit . . .“

Die Mutter sprach das nicht aus, was sie dachte. Ein unfähiges Erbarmen hatte sie erfaßt, seit das bleiche, stumme Kind mit den entsetzten Augen und den verborgenen Wunden ihr gebracht worden. Ihr Haar ergraute schon, aber ihr Herz war noch frisch. Jedes neue Bildchen mit seiner neuen Geschichte fand dieses frische Herz bereit, sich zu erwärmen, sich weit aufzutun, sich zu erbohen und zu leiden. Es schloß sich augenblicklich wie ein warmer Mantel um das traurige Kind: „Wütis! Was hal's auch für gottlose Lüt! Aber, das sieht jebet meinei Aufgab.“

Jeder neue Ankömmling im Armenhof war „ihre Aufgab“, die Leute wußten das schon alle. Mit dem lahmen Schneider, der im Junferhaus seine eigene Stube mit seinen eigenen Möbeln hatte, sprach die Armenmutter oft über das Breneli, während sie dem Schneider sein Schnärschen einschenkte. Er hatte Vorrechte hier, denn er war fünfundsichtig und konnte nicht mehr gehen. Auch sprach er hochdeutsch.

„Ihr hättet ihn also verurteilt, den Brändli?“ fragte der Schneider. Nein, davon wollte die Mutter nichts wissen. Wie froh sie ist, sie gehört nicht zum Gericht! Verurteilen? Was nützt das? Macht das die tote Frau wieder lebendig? Wüßte es dem Breneli das Mordbild aus den Neugelein?

„Der Brändli — der Mordbueb — ganget mir mit dem! Den findet der lieb Herrgott gewiß. Mi schanderet's, an ihn zu denke. Aber die Aufgab! die Aufgab! 's Breneli, wisset ihr.“

„Nun, nun,“ machte der Schneider, „es lebt ja, und wenn's Gottes Wille ist. . .“

„Präzis asol! Von den Kindern ischt mir nie noch eins g'schorbe. Also — mer wollen's hoffe, Schneider, und Gottes Wille ischt es gewiß. Wenn's auch nur zwei Beckeli Milch nehme hät de Tag! Zwei Beckeli Milch de ganz Tag — 's wär doch g'nüß nit viel.“

Wo ist's besser für ein Kind? Im Schoß der Familie oder im Armenhof? Ja, aber wenn in der Familie der böse Wille regiert und im Armenhof der gute?

Die Stätte ist gut, wo der gute Wille regiert, sei's zehnmal ein Armenhaus mit hanfälligem Dach und niederen Balkendeckel! Im Armenhof zu Weggis regierte der gute Wille, strahlte aus wie warmer Eisenstein in eine kalte, dunkle Stube.

Und der warme Eisenstein begann hinzuspielen über das stumme, bleiche Kind mit den entsetzten Augen und ihm suchte und allmählich die erstarrten Gliederchen zu beleben, daß sie sich reckten und streckten.

Nein, der Armenhof war nicht arm, nicht einmal im landläufigsten Wortverständnis. Er lag in einer reichen, lieblichen, fruchtbaren Landschaft und besaß selber fruchtbare Acker, Obstgärten, Wald und Wiese. Zwanzig Mähe standen im Stall und gaben weit mehr Milch, als die Bewohner des Armenhofes anstrinken konnten, sie besaßen deshalb auch eine eigene Mälzerei. Soviel Holz, wie sie brauchten, um die alten beiden Häuser behaglich zu heizen, wuchs ihnen im Wald zu. Soviel Nachts stand auf ihren eigenen Feldern, daß sie lauter eigenes Bettgewand, Leintücher und Senden davon weben ließen. Soviel Weizen, Korn und Kartoffeln gab der eigene Boden, daß sie nicht zu kaufen brauchten; soviel Mostobst trugen die Baumgärten, daß die Trotte Beschäftigung hatte; soviel Edelobst gedieh in den Weingärten und an den Spalieren, daß alljährlich noch für fünf- bis sechshundert Franken davon verkauft ward.

Das war der Boden, auf den das arme Breneli verpflanzt wurde. Und der Boden tat Wunder. Das Kind sollte seinen schwarzen, traurigen Lebensanfang vergessen, und es vergaß ihn wirklich.

Hier, wo es keinen Vater gab, wo keins der anderen Kinder einen Vater hatte oder nannte, hier konnte Breneli die Schreckgestalt vergessen, die ihr Mütterli an den Haaren auf dem Boden herumzog und sie selber schlug mit allem, was die gewalttätige, grausame Hand ergriff.

Nur eine Mutter haben sie alle, und die Mutter tut niemand ein Leid. Sie zeigt einem jeden hier, was er tun muß, und sie zeigt's mit freundlichem Gesicht. Warum soll man da nicht gern um sie sein?

Sommer ist's auch. Jedes Kind hat ein Gärtchen, das Breneli muß gleich auch eins haben. Samen gibt ihm die Mutter und Zerklinge von schönen „Denkeli“, und das Breneli ischt, die Händchen auf dem Rücken gefaltet, in seinem Gärtchen und sieht zu, wie die Mutter die Rettigsaamen in die feuchte, braune Erde streut, und wie sie mit dem spitzigen Holz Löcher einsticht für die Zerklinge.

„Höcht selber Auge wie Denkeli,“ sagt die Mutter im Aufschauen zu dem Kind, „aber ischt gib mir's Schprikänneli!“ — aso! Ziehst es?“

Und die Denkeli richten sich schön auf und werden kraus und dicht, und Breneli macht den kleinen Rücken vornehmlich frumm, wenn sie das Gärtchen begießt, akkurat wie die Mutter.

Und die Vienen fliegen, und die Schmetterlinge kommen, und blaue Käfer laufen über den Weg, und die Mutter legt dem Breneli ein rotes Marienkäferchen auf die Hand. Da kommt zum erstenmal ein leises, leises Lächeln.

Vor dem sprachlosen Artur fürchtet sich das Breneli; es weint, wenn es ihn sieht. Er hocht hinter einem besonderen Tisch in der Wohn- und Eßstube, die für die Greise und für die Kinder gemeinsam ist, schreit und macht Grimassen. Er

kann nicht allein essen, nicht lachen, nicht zweckmäßig die Hände bewegen. Er ist auch eine „Aufgab“ für die Armenmutter. Er gehörte in eine Anstalt für unheilbare Nervenranke, aber er lebt schon seit zwölf Jahren auf dem Armenhof und kennt und liebt alle. Im Spital unter anderen Kranken wäre er vielleicht ganz verkümmert, hier aber hat er sich doch entwickelt, wenn er auch nicht reden kann; er versteht jedes Wort, jedes Verhältnis und freut sich über alles. „Er ischt noch der Mligste von allen,“ sagt die Mutter und streichelt sein wohlgebildetes, scharf gezeichnetes Gesicht mit dem kurzen, dichten, glänzenden Haar. Nur das Breneli fürchtet sich vor ihm und seinen Grimassen.

„Fürcht di nit, Breneli,“ sagt die Mutter und dreht ihr das Köpfehen nach der anderen Seite, gerade zum Fenster hinaus, wo der Apfelbaum steht mit den gelblichen Äpfeln. „Nun die Äpfeli an, Breneli, die schreiet nit.“

Und wie der Winter kommt, und der Schnee liegt, da ist lustiges Schlitteln um den Armenhof. Und in einem Schlitten sint der sprachlose Artur und schreit vor Freude „huh! huh!“ und das kleine Mädchen, das um seinen Schlitten herumspringt, ist das Breneli — es hat auch gehört sich zu fürchten.

Hart und leicht zu kränken war und blieb es freilich. In die dunklen „Denkeliängen“ treten gar zu leicht die Tränen. Wenn die Mädchen an der Stricket sich nicht schieben lassen auf der Kadel, wenn einer der Wunden es anstößt, wenn es nicht so schnell laufen kann wie seine Mameradin, das gleichaltrige bräunliche Marteli, dann fließen die Denkeli über. Ein derbes, kraftvolles Mädchen, wie das Marteli, war es nicht, als es mit sechs Jahren zum Herrn Lehrer nach Weggis mit in die Schul' kam.

Aber ein geichtenes Dingeli war's. Es lag so ruhig, blickte so aufmerksam und sagte so leicht. Der Lehrer gewann es bald lieb; einmal zeigte er's sogar seiner Frau: „Das ist das Breneli — sie nennen's Denkeli, aber es hat auch so öpvis.“

Die Schule ist sehr groß, hat sieben Klassen. Breneli rückte von einer in die andere ohne Schwierigkeit. Es wußte besser Weisheit in der Geschichte und Geographie als die Wunden.

Einnmal machte der Lehrer mit den Kindern einen Spaziergang nach der Telsplatte. Sie hatten alle Blumen gepflückt, die ersten Frühlingsblumen, fleischrote Erika, blaue Leberblumen und weiße Veilchen, mit denen alles überstreut war. Alles leuchtete, sogar die Gemüsegärten, an denen sie vorüberliefen. Der Wirbel glänzte mit seinen Köpfen so goldig, wie ein blühendes Rapsfeld, hellblaugrau stand der Land und Zwiebeln, so hellgrün dehnten sich die weiten Matten, so märchenblau lag vor den Klippen der See. Sie gingen hinunter.

„Hier ist die Telsplatte, hier ist die Stelle, wo er das Schiff des Landvochts zurückließ in die Kluten und sich mit fliehendem Fuß hinaufschwang,“ sagte der Lehrer. Der See schlug plätschernd an die vorgewölften Steine.

Breneli hatte aufmerksam gehorcht. Nun hücte sie sich und legte ihren Strauß auf die runden, nassen Stufen nieder.

Der Lehrer blickte das Kind an. „Warum tust Du das, Breneli?“ fragte er sanft.

Das Kind erröte, verwirrte sich, konnte nicht antworten.

An all die kleinen Geschichten dachte sie später. An all die kleinen Geschichten erinnerte sich die Armenmutter, wenn sie das gezeichnete Mädchen in die Hand nahm, in dem Brenelis Bild steckte. Später!

(Fortsetzung folgt.)

\*) Stiefmütterchen.

\*\*) Gießkanne.

\*) kränfelt.



## Heimatlied.

(In unserm Blde.)

Hinter den Bergen liegt ein Land ...  
Wann zog ich aus?  
Ich weiß es nicht mehr.  
Sah nur, wie meine Mutter stand  
Still vor dem Haus  
Und weinte sehr.

Bin gewandert wohl weit und breit,  
Hab' vieles geschaut,  
Sah vieles gescheh'n.  
Nie hat ein Auge so voller Leid  
Traurig vertraut  
Mir nachgesch'n.

Liege in Blumen, liege im Gras.  
Sonne blinkt mir  
Und Himmel und Feld.  
Aber dein Auge, Mütterlein, das  
Schimmert nicht hier.  
Wie weit ist die Welt!

Weit ist die Welt, fern unser Haus.  
Schau unverwandt;  
Es ist mir so weh.  
Zog doch einmal gar lustig aus ...  
Heimat, mein Land,  
Ob ich dich wiederseh'?

### Getreidebau und Getreidemagazine im Mittelalter.

Eine der bedauerlichsten Begleiterscheinungen des mittelalterlichen Wirtschaftslebens bildeten die ungeheuren Schwankungen der Lebensmittelpreise. Furchtbare Teuerungen wechselten mit so reichlichen Ueberflüssen ab, daß Getreide jeden Wert eingebüßt zu haben schien. Dieses unaufhörliche Auf und Nieder zeigen recht deutlich die Notierungen der freien Reichsstadt Dortmund aus dem 15. Jahrhundert. 1417 kostete dort der Scheffel Korn oder Roggen 16 Denare, 1418: 8 Denare, 1438: 48, 1440: 15, 1442 nach der Ernte 9 Denare, stieg dann im Herbst auf 16 Denare, 1443: 16 Denare, 1454: 16 Denare, 1456: 72 Denare, 1476 erst 72, dann 81 Denare. Das Jahr darauf 1477 fiel der Preis auf 15 Denare. 1482 betrug er 72 Denare, 1490: 30 Denare. 1493 kam vor der Ernte der Scheffel auf 84 Denare. Am Jakobitag des gleichen Jahres stand er nur noch 30 Denare, fiel wieder auf 10 und zu Martini auf 16 Denare. In Augsburg kam der Schaff Weizen 1600: 14 fl., 1622: 15 fl., 1634/35: 40 fl., 1638: 10 fl., 1644: 4 fl. 30 kr., Roggen für das gleiche Quantum 1600: 13 fl., 1622: 13 fl., 1635 anfangs 16, dann 28 fl. (Belagerungsjahr), 1639: 4 fl. 24 kr., 1644: 2½ fl.

Es war nicht nur die Ungunst der Natur, die Dürre, Kälte oder Hagel, die jene Teuerungen und Preisschwankungen hervorriefen. Ein Teil derselben war auch die Folge der unaufhörlichen Territorialkriege des Mittelalters. Nicht nur zehrten die zahlreichen Heere im Kriegsgebiete alle vorhandenen Vorräte auf, sondern, was das Schlimmste war, die gewohnheitsmäßige Verwüstung aller Felder und der bäuerlichen Kulturen überlieferte jeden von dem Kriege oder der Fehde betroffenen Landstrich auf Jahre hinaus der Teuerung und der Hungersnot. So herrschte 1067—1070 im nördlichen England ein furchtbarer Mangel als Folge der normannischen Eroberung, so zeitigte der Bauernkrieg von 1525 in Deutschland eine zehnjährige, anhaltende Teuerung. Neben der Naturgewalt und dem Kriege trug aber auch die mittelalterliche Wirtschaftsweise einen Teil der Schuld an diesem ewigen und schnellen Wechsel der Getreidepreise. Die bis zum 16. Jahrhundert geltende Naturalwirtschaft verlich dem Getreide in der Hauptsache nur einen Konsumtionswert. Bei den schlechten Kommunikationsmitteln, der Unpassierbarkeit der Wege in der damaligen Zeit kam Getreide als Handelsartikel nur für einige größere Städte und für die an Wasserstraßen liegenden Gegenden irgendwie in Frage. Daher baute die mittelalterliche Naturalwirtschaft mit ihrer extensiven Dreifelderwirtschaft Getreide nur für das notwendigste Bedürfnis. Daß kurz vor der Ernte der Preis des Getreides bis zum 14. Jahrhundert regelmäßig doppelt so hoch stand wie nach der Ernte, beweist uns, daß die damals gebauten Getreidemengen so knapp gewesen, daß sie eben nur zur Ernährung der Bevölkerung bis zu einer neuen Ernte langten. Größere

Vorräte fanden sich dabei nur in den Klöstern und den Mitterburgen, wo der Kornzehnte schon an sich eine Art Kornspeicher bildete und wo die notwendigen Scheunen vorhanden waren, die bei der großen Masse der Bauern durchgehends fehlten. Dieser Mangel an Scheuern war zweifelsohne eine der Hauptursachen des zu knappen Körnerbaues. Der Bauer war aus diesem Grunde beim besten Willen nicht in der Lage, sich durch Vorräte gegen kommende schlechte Zeiten und Mangel zu schützen. Besser stand es in dieser Beziehung in den Städten, die durch Anlegung von Getreidespeichern gegen Teuerung und Not sorgten. Schon Karl IV. hatte 1362 verordnet, daß alle Städte und Klöster Getreide für zwei, mindestens ein Jahr aufspeichern sollten. Städte wie Nürnberg, Straßburg, Augsburg hielten daher Magazine, welche den Getreidebedarf der Bevölkerung für eine längere Zeit deckten. In den Breslauer und Straßburger Magazine lagerte z. B. 1574 Korn, von dem ein Teil schon vor mehr als hundert Jahren aufgeschüttet worden war. Auch fremde Städte folgten diesem Beispiele, Genf z. B. hielt für einen zweijährigen Bedarf stets 90 000 Zentner vorrätig, ebensoviel Malta unter der Erbherrschschaft. Einige Städte handelten wohl auch selbst, um dem Kornwucher oder Kornmangel vorzubeugen, mit Getreide, so z. B. Basel. Hier hatte der Rat einen besonderen Kornmeister ernannt, der das Korn kaufte und verkaufte und Rechnung darüber führte. Beigeordnet waren ihm zwei Ratsherren, an deren Rat und Aufsicht er bei seinen Käufen und Verkäufen gebunden und denen er Rechnung ablegen mußte. Diese Ratsherren besaßen einen zweiten Schlüssel zur Geldkiste im Kaufhause, um jederzeit kontrollieren zu können. Andere Städte suchten durch große Aufkäufe Preissteigerungen zu hindern. So ließ der Rat von Augsburg 1554 1000 Scheffel Getreide aufkaufen, und ohne jeden Nutzen an die Zünfte verteilen. Trotzdem zog in der Hauptsache nur der wohlhabende Teil der Bevölkerung Nutzen von der mittelalterlichen Städtefürsorge. Denn Arme und Fremde wurden von der Mehrzahl der Städte bei beginnender Teuerung möglichst rasch ausgewiesen. Auch bei kriegerischen Verwicklungen, Belagerungen usw. ergriff man die gleichen barbarischen Maßnahmen. So wurden in Dortmund während der großen Fehde von 1389 die Armen sofort vertrieben.

Ebenso legten die Territorialfürsten Getreidemagazine an. In Württemberg wurde dies 1583 allen Städten und Klöstern streng anbefohlen. Daneben suchte die mittelalterliche Staatsgewalt die Ausfuhr von Getreide soviel wie möglich zu hindern, damit alle Vorräte zunächst im Lande blieben. Die meisten Städte und Territorien verboten die Ausfuhr von Getreide überhaupt, oder gestatteten eine solche erst von einem bestimmten Termine an. So Brandenburg, welches den Bauern erst von Lichtmeß an erlaubte, Korn auszuführen. England ließ 1436 eine Getreideausfuhr erst dann zu, wenn der Quarter Weizen im Inlande auf 6½ Schilling gesunken war und verbot bei einem solchen Preise auch jede Einfuhr. 1670 hatten sich die englischen Getreidepreise schon derart verschoben, daß die Ausfuhr bei einem Preise von 53½ Schilling pro Quarter, die zollfreie Einfuhr bei einem solchen von 80 Schilling gestattet war. Bei einem Preisstand von unter 80 Schilling pro Quarter war eine Einfuhr nur gegen einen Zoll von 8 Schilling = 10 Proz. möglich.

Schon im Mittelalter gab es Staaten, die auf eine Getreideinfuhr angewiesen waren. In den Niederlanden herrschte unter Karl V. jedesmal Teuerung, wenn ein Streit mit Dänemark den Niederländern die Ostsee schloß. Die Sperrung der Kornzufuhr für die innerchweizerischen Kantone Uri und Schwyz seitens Zürichs führte 1436 zu einem vierzehnjährigen blutigen Kriege, und mehr wie einmal zwang Mailand durch bloße Sperre der Kornzufuhr den Graubündener Bergbewohnern seinen Willen auf.

**Einfielder in der Tierwelt.** Die meisten Menschen sind Herdengeschöpfe, ihnen ist nur wohl, wenn sie sich in Gesellschaft befinden. Sie besuchen nur Lokale, wo kaum ein leerer Stuhl zu erhalten ist, und benutzen mit Vorliebe Straßen, wo ein lebensgefährliches Gedränge besteht. Ein Ausflug nach einem Vororte hat nur dann Reiz für sie, wenn in allen Wagen die Menschen wie Heringe aneinander gedrückt sind. Die Einzelhaft ist für solche Menschen eine Strafe, wie sie grausamer kaum ausgedacht werden kann.

Den Gegensatz hierzu bildet der Sonderling, der als Einfielder lebt. Die landläufige Redensart: Was werden die Menschen dazu sagen? ist ihm im Innersten der Seele verhasst, weil ihm als Menschenverächter es völlig gleichgültig ist, welche Ansicht seine sogenannten Mitmenschen haben. Den Gang zur Ein-

samkeit treffen wir namentlich bei Personen an, die sich im Gefühl ihrer Kraft bewußt sind, daß sie der Hilfe anderer nicht bedürfen. Bei den Tieren fanden wir ganz ähnliche Erscheinungen. Bei einzelnen in das Herdenleben merkwürdig stark entwickelt. Von den Pferden ist es z. B. bekannt, daß sie die für den Reiter so lästige Eigenschaft des Klebens haben, d. h. daß sie sich von andern Pferden nur ungern trennen. Im Zweigespann erdulden sie manches, weil sie schon zu frieden sind, nicht allein zu sein. Wie die Pferde, so leben auch Marder, Säugetiere, Bienen, Wespen, viel. Vulturen, Elefanten, Wiber, Matten usw. in Herden, insbesondere auch Affen. Fast allen Affenarten ist es ein schreckliches Gefühl, allein sein zu müssen. Der Mohammedaner, der sich aus religiösen Gründen schwer zum Töten eines Tieres entschließt, benutzt diese Furcht vor der Absonderung in folgender Weise: Affenherden sind eine furchtbare Plage für den Landwirt, da sie zehnmal mehr verwüsten, als verzehren. Hat man einen solchen Plagegeist gefangen, so schnallt man ihm ein Schurzfell oder ein anderes Kleidungsstück möglichst fest um und läßt ihn laufen. Der Affe eilt sofort zu seiner Herde; die entsetzt sich jedoch vor ihm und will nichts von ihm wissen. Da sie flieht, und er beständig hinter ihr her ist, so ist der Landwirt solange, wie das Kleidungsstück hält, vor einem Besuch dieser Affenherde sicher. Umgekehrt gibt es auch Tiere, die ausgesprochene Einsiedler sind. In unserer Heimat sind am bekanntesten hierfür Maulwurf und Dachs. Aber es gibt nicht nur Einsiedler in der Tierwelt in dem Sinn, daß gewisse Tierarten, wie Maulwurf und Dachs, stets einzeln leben, sondern es kommen auch wunderbare Weise unter den Tieren, die sonst in Herden leben, Einsiedler vor. Besonders häufig ist diese Erscheinung bei den Märdern beobachtet worden. Die wilden Marderherden trifft man ausnahmslos nur in Herden an, trotzdem findet man auch Einsiedler, gewöhnlich ältere Stiere, die sehr böswartig sind. Vom Wisent schreibt Brecht: „Jüngere Tiere sind immer scheuer und furchtbarer als die alten Stiere, unter denen namentlich die einsiedlerisch lebenden zu einer wahren Geißel für die Gegend werden können. Sie scheuen ein besonderes Vergnügen daran zu finden, mit dem Menschen anzubinden. Ein alter Hauptstier beherrschte eine Zeitlang die durch den Wiesener Wald führende Straße, wick nicht einmal Fuhrwerken aus und richtete viel Unglück an.“

Auch unter den Milpferden, die sonst gesellig leben, findet man alte Bullen als Einsiedler. Ganz besonders ist diese Erscheinung bei den Elefanten bekannt. Der ausgezeichnete Kenner der indischen Elefanten, Sanderson, schreibt hierüber: „Ein wirklich einsamer Elefant, der nicht mehr mit seinesgleichen zusammengeht, tritt recht selten auf und ist auch dann noch keineswegs immer ein böswärtiger Vursche, ein Rogue, wie ihn die Engländer nennen. Dagegen bildet er sich oftmals zu einem tüchtigen Plünderer der Pflanzungen aus, der, mit den harmlosen Krüften der Wächter vertraut, sich nicht so leicht durch die üblichen Mittel verschrecken läßt. Manche dieser Einzelgänger werden freilich dem Menschen, der sie unerwartet stört oder jählings überrascht, gefährlich, indem sie, wie so manche andere wehrhafte Tiere, gewissermaßen im ersten Schrecken gegen ihn vor gehen. Aber nur die wenigsten werden zu Rogues, zu echten böswärtigen Vurschen, die blindwütend den Wanderer angreifen, ohne gestört oder gereizt zu sein.“

Fragen wir nach den Gründen, weshalb es Einsiedler unter Tieren gibt, die sonst gesellig leben, so ist folgendes darauf zu erwidern: Alle Tiere leben gesellschaftlich, weil sie einzeln von ihren Feinden zerrissen würden. Alle Affen Affen sind z. B. schwächer als der Leopard, deshalb leben sie alle in Herden, nur der Gorilla ist stärker als diese gefährliche Raubkatze, deshalb lebt er allein. Auf Borneo, wo es keine Tiger gibt, lebt der Orang-Utтанg allein, auf Sumatra, wo Tiger vorkommen, lebt der Orang-Utтанg in Herden. Ausschluß aus der Herde heißt also so viel wie Auslieferung an die Feinde. Um ihrer Existenz willen muß nun die Herde alle kranken Mitglieder ausschließen, denn diese lähmen die Bewegungsfreiheit der Gesamtheit. Sie werden in kurzer Zeit von den Feinden zerrissen. Die alten Männchen, die als Einsiedler leben, scheinen dagegen regelmäßig freiwillig aus der Herde auszuschleichen. Wahrscheinlich sind sie früher Haupt der Gemeinschaft gewesen, sind dann von jüngeren Mitbewerbern besiegt worden und haben sich auf ihre alten Tage nicht mehr auf das Gehorchen verstehen wollen. Nun beargwöhnt man auch ihre gereizte Stimmung. Daß sie nicht ebenfalls den Feinden erliegen, erklärt sich daraus, daß sie das stärkste Glied der Herde waren und diese gegen Angriffe verteidigten. — th. z.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**